



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2013

literatur nr. 29

1. Auflage April 2013


Covergestaltung, Lektorat, Layout und Satz: textzentrum graz

Illustrationen Cover und Bildteil: Georg Jenisch

Autorenfoto: Manuela Schwarzl

Druck und Bindung: Druckerei Theiss GmbH

ISBN 978-3-902901-09-5

 kultur steiermark

GRAZ
KULTUR

Klaus Bielau

Die Insel von jenseits der Zeit

Aus den Tagebüchern des August K.

BRIEF

Liebe Ann,

zu uns auf die Post kommt schon seit Jahren immer wieder mal ein Mann mittleren Alters, groß, hager, dunkle Augen, immer dunkel gekleidet, jetzt im Winter auch dunkler Hut – ich hab dir schon erzählt von ihm, unsere Mädels finden, dass er sehr interessant aussieht; naja. Der ist von Beruf Bibliothekar. Wegen der Veränderungen, der ganzen Umbrüche, usw., die überall stattfinden, haben wir schon einige Mal miteinander gesprochen, auch über die Sorgen und Ängste von uns und den Menschen vor Neuem und Unbekanntem. Ich spüre, mit dem könnt ich reden; aber wie soll frau im Amt schon reden – und er hat mich noch nicht einmal zum Kaffee eingeladen. Der war es auch, der mir einmal dieses Buch, das ich dir borgte, empfohlen hat (*es handelt sich hierbei um den Roman Der Engel vom westlichen Fenster von Gustav Meyrink; Anm.*).

Vor einigen Tagen kam er wieder und fing an: *Sie erinnern sich doch, wir sprachen vor einiger Zeit über dieses Buch von Meyrink; am Ende die Kette von Brüdern und Schwestern in weißen Gewändern und mit der goldenen Rose auf der Brust. – Ich erinnere mich, ja.* Seine Aufregung übertrug sich auf mich. *Seit einigen Monaten erfassen wir unsere Handschriften auf EDV. Da sind in den Archiven Hunderte und Aberhunderte von Manuskripten, die fast alle in den Karteien aufscheinen. Und eines, ein bislang unbekanntes, trägt die Überschrift:*

Die Insel von jenseits der Zeit

Der Meyrink muss diese Geschichte gekannt haben, denn das Ende dort gleicht dem Ende im Engel. In dem Kuvert da ist eine Kopie, die ich einem Freund, einem Germanisten in Berlin, schicke. – Wenn das stimmt – das ist dann schon interessant, vielleicht sogar eine kleine Sensation in der Meyrink-Forschung!

Als ich den Titel *Jenseits der Zeit* hörte, überfiel es mich wie eine unruhige, heftige Erinnerung. *Darf ich es auch lesen?*

In dem Moment kam der Chef heraus, der muss gedacht haben, wir streiten. *Begrüß Sie, Herr Doktor, lange nicht gesehen. – Unklarheiten? – Nein, nein, alles in Ordnung. – Na dann, einen schönen Tag noch, habe die Ehre.* Das sagt er immer und schmunzelt dabei schelmisch.

Zu Mittag ging ich in die Bibliothek, durfte mir eine Kopie holen. – – Es ist mir, als hätt ich dieses Papier geschrieben, so hat alles zu leben begonnen, als ich in einigen Nächten die Handschrift abtippte. Wundere mich selbst darüber, aber ich hatte wenig Probleme, die Schrift zu entziffern; dort wo ich sie hatte, bei einzelnen Worten, da schrieb ich, was für mich passt.

Deine Andrea

PS.: Habe meine Dienstzeit auf halbtags reduziert; mit einem Mal wurde es endlich möglich – von Amts wegen (puhh, riecht nach dickem Staub, dieses Wort). Hatte so lange schon das Gefühl, die Arbeit stiehlt mir meine Lebenszeit. Amtsleiter dazu: *Wissen S' aber eh, Andrea, Aufstiegschancen haben S' so keine mehr.* – Und ich musste herzlich schmunzeln über diesen Kommentar vom Chef.

Die Insel von jenseits der Zeit

Ich glaube, dass wir einen Funken jenes ewigen Lichtes in uns tragen, das im Grunde des Seins leuchten muss und das unsere schwachen Sinne nur von Ferne ahnen können.
Diesen Funken in uns zur Flamme werden zu lassen,
ist unsere höchste Pflicht.
(Goethe)

Ich werde nun aus meinem Leben, das, wie ich weiß, in der nächsten Zeit zu Ende gehen wird, erzählen. Genauer: Das Leben wird dann durch den Tod *verändert* – merke es wohl: *verändert!* – Denn *dieser* Tod nimmt mir, so Gott will, nur den schweren Wintermantel, den wir bei Betreten des freundlichen Hauses freiwillig und gerne ablegen; hat er dann doch für alle Zeiten ausgedient. Vielleicht können diese Berichte für dich ein Ansporn sein, den äußeren Schein der Dinge zu lassen, um die verborgene Klarheit, die hinter allem lebt und die du ahnst, zu suchen. So wie ich es getan, seit ich mich erinnern kann. Noch einmal: Diese eine Klarheit, von der die Mythen, Religionen, Legenden, ja auch die so bekannten Märchen zeugen – Leser, höre wohl! –, diese Klarheit lebt, und sie ist deutlich realer als die trübe, leid- und streiterfüllte äußere Welt, die doch unsere ganze Kraft und Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Die obigen Sätze des Dichters musste ich voranstellen – sie sind die unbeugsame Erfahrung all jener, die guten Willens sind und ihren alten Menschen zerstäuben lassen, damit der neue wach werde.

Ich versuche, mich auf Wesentliches zu beschränken. Aus meinen knapp zwanzig Bänden Tagebuch-Aufzeichnungen folgt manches Bruchstück. Wo es mir sinnvoll erscheint, sind Überleitungen angebracht.

Kindheit

Mein Name ist August Maria K., geboren am 13. Juli 18.. als Sohn eines Richters in der schönen, schon südlichen Landeshauptstadt G. in Österreich. – Meine Mutter hat vier Kinder auf die Welt gebracht, das älteste bin ich. Da sind noch ein Bruder und zwei Schwestern, die um einiges jünger sind. Alle meine Geschwister leben noch, allerdings haben wir nicht häufig Kontakt miteinander, was wohl daran liegen mag, dass wir über die Welt verstreut sind. – Obwohl da vier Kinder, hatte ich mich immer als Einzelkind gefühlt – heute weiß ich auch, warum.

Schon als Kind war es mir, als hätte ich viel mehr Kontakt zur Natur, den Tieren, den eigentümlichen Geschöpfen, die sonst noch in der Natur und um die Menschen sind. Der Kontakt zu diesen eigentümlichen Geschöpfen verlor sich, als ich etwa 12 oder 13 Jahre alt war – worüber ich nicht wirklich unglücklich war. Denn manchmal kannte ich mich überhaupt nicht aus. Auch mit den Träumen hatte ich so meine liebe Not; wie oft fragte ich mich, was nun wahrer sei, die Träume, meine Phantasie – ja, und die wunderbare Geborgenheit in meinem Herzen; es muss wohl das Herz gewesen sein, denn wo hätte diese

Geborgenheit sonst wohnen sollen. Das *normale*, das sogenannte *wirkliche* Leben, ist mir immer dunkel vorgekommen und träge. Das Spielen mit den Tieren, unser Haus, von dem alle sagten, es sei so besonders schön und ruhig; die Lieder und Geschichten der Küchenmädchen, die vom Lande kamen, das war bedeutender als alles andere – und blieb es, bis ich von zuhause wegging.

Jetzt, lange Jahre im Nachhinein, ist mir vieles geöffnet worden und verständlich, auch, wie der Schleier zwischen den verschiedenen Welten bei Kindern noch nicht so dicht gewoben ist wie in späteren Jahren. Meine frühe Kindheit scheint mir wie ein heller, schöner Traum, wie eine Verheißung auf einen Zustand, von dem ich die – sagen wir es ruhig – Gnade hatte, in meinen späten Jahren etwas kennenlernen zu dürfen.

Eltern

Bei uns lebte ein Gärtnerehepaar, die beiden waren schon sehr lange für uns da. Die Frau war mit meiner Mutter für den Garten zuständig, er für Haus, Pferd und den Wagen. Herr Hans, das war sein Name, brachte Vater morgens ins Gericht und holte ihn meist mittags ab. Nachmittags arbeitete Vater an seinen Akten zu Hause.

Die Eltern meines Vaters waren Kaufleute, unser Haus ist deren Erbe. Vater war groß, mit gütigen Augen, die, wenn es um Ungerechtigkeiten ging, sehr Streitbar und

hartnäckig werden konnten. Er hasste Ungerechtigkeiten. Und seine heimliche Sympathie galt immer den einfachen Leuten, die nicht von vornherein Privilegien besaßen. Zu Hause gab es auch die Schriften von den verpönten Philosophen wie Feuerbach, Rousseau und die anderer Aufklärer. Auf verwunderte Fragen manches Gastes sagte Vater hart und stolz, man müsse alle Seiten verstehen, nur so könne ein Urteil recht sein.

Vater arbeitete gern im Garten, schnitt und kultivierte die Bäume; unser Rosengarten war seine Aufgabe. Alle Besucher wurden da durchgeführt. Einer von ihnen fragte einmal, ob er schon von der seltenen Wunderblume, einer Rosenart, die um Mitternacht blühe – und im Winter, wie die Mistel –, ob er von dieser schon gehört hätte. – Ich war damals ganz betroffen, da Vater, der doch eigentlich über alles Bescheid wusste, alles konnte (wie es mir als Kind schien), dass Vater gerade diese Rose, wo ihm doch die seltensten Sorten geläufig waren, nicht kannte.

Nach diesem Besuch, ich war damals vielleicht zehn Jahre, fing in meiner Brust eine heimliche Liebe zu keimen an, die Liebe zu dieser seltenen Mitternachtsblume. Darüber wirst du noch später in den Tagebüchern lesen.

Und unsere Mutter? Sie war als einzige aus der Kirche ausgetreten, der evangelischen, weil die nichts gegen das Töten von Tieren unternahm. Sie gehörte einem »Kreis von Menschen, welche nach der Wahrheit suchen« an, lehnte Fleisch als Nahrung streng ab. Für uns Kinder war sie der Inbegriff vom Zuhause. Jetzt, wo ich aus

meiner Erinnerung niederschreibe, sehe ich, dass dieses helle Gefühl des Zuhause-Seins, dieser gerade erwähnte Zustand in der Brust, vor allem durch meine Mutter möglich wurde. – Aber auch durch Vaters Verständnis.

Eine Zeit lang war sie bei einer eher verborgenen theosophischen Gesellschaft, die es in unserer Stadt gibt. Als ich sie später einmal danach fragte, sagte sie, der Unterschied zwischen reden und leben, der habe sie bewogen, auch dort wieder auszutreten. Später verstand ich, was sie damit meinte. Die Eltern waren sich bei diesen Dingen, soweit ich das sagen kann, selten uneinig; nur Mutter war bestimmender, drängender. Vielleicht hing das aber auch damit zusammen, dass Vater Richter war und sich an oft ungeliebte Normen halten musste.

Durch Mutter angeregt begann Vater, sich über Dinge, die das Übliche überschreiten, Gedanken zu machen. Er war mit Sicherheit eine ganz große Ausnahme. Denn rundherum beobachtete ich die Väter als absolute Herrscher, die selten freundlich waren in den Familien oder zu Geringeren als sie selbst.

Als ich noch Kind war, sagte Mutter manchmal zu mir, wenn ich ganz verträumt irgendwo saß: *Gustl, du gerätst mir nach, die anderen, das weiß ich noch nicht.*

Mutter liebte die östlichen Religionen, eine Zeit lang war all ihr Sehnen nach Indien gerichtet; die wahre Religion finde man dort; bei uns wär alles verrottet bis in die Knochen.

Eine andere Erinnerung ist die, wie heftig mich Märchen und Legenden berührten. Und manchmal war es mir, als würde ich ganz aufgehen in deren Handlungen; als ob ich die Handlung selber wäre. Als wäre ich der Junge, das Königskind, hätte den elterlichen Palast verlassen, irrte nun in der Welt umher; zöge mit Bettlern, Kriegern, Sklaven, Händlern, Musikanten durch die Lande. Manche Geschichten lebten so intensiv, dass es mir vorkam, sie seien die Wirklichkeit.

Gefängnis und Ausbruch

Es kam die so hochgelobte Schulpflicht auch auf uns zu, in Wirklichkeit aber eine unsägliche Einrichtung. Das heißt also, wir wurden eingeschult.

Für mich die Zeit des Gefängnisses. Und da Mutter uns nicht taufen lassen wollte, waren wir immer Außenseiter, manchmal beneidet, aber viel öfter verspottet. Die Autorität des Vaters ließ viele damit zusammenhängende Unannehmlichkeiten gar nicht aufkommen. – Aber etwas anderes, das sägte am kindlichen Gewächs unserer Seelen: Die Lehrer waren derb, wollten etwas hineinpressen in unsere Kinderhirne; nie wusste ich, wozu. Nachmittag auf Nachmittag saß ich mit Tränen in den Augen bei meinen Aufgaben.

Mutter war entsetzt über meine Unfähigkeit, irgend etwas zu behalten. So ging es mein ganzes Leben; nichts konnte ich behalten, was nicht irgendwie praktisch zu brauchen war.

Das helle Glück der ersten Jahre war dahin. Doch aus dieser Helle, die wie eine Erinnerung um mich war, wurde eine Sehnsucht geboren: zu reisen. – – – Reisen, reisen, reisen. – Vater sah nun eine Möglichkeit, mir das Lesen beizubringen: mit Reiseberichten, die in mir schnell lebendig wurden. Und schon nach einem Jahr konnte ich besser lesen und schreiben als all meine Mitschüler.

Das Spiel mit meinen Freunden drehte sich um Entdeckungen. Im Garten, beim nahe gelegenen Bach war es mir, als würden wir in weiten Fernen unbekannte und neue Gebiete erkunden. Nachbarn, die Menschen unserer Stadt – sie waren dann für uns die Einheimischen und wir die weit gereisten Entdecker. Das wollte ich damals sein oder zumindest werden: Entdecker. Nachts im Bett stellte ich mir vor, auf Schiffen in ferne Länder zu fahren und, wieder zurückgekehrt, von diesen fernen Ländern zu berichten. In meinen abendlichen Wachträumen war ich ein berühmter und gefeierter Forscher; die Zeitung berichtete über die fernen Länder und über mich... Den Lehrern gab ich auf ihre Fragen Antworten, die sie verblüfften; auch konnte ich ihnen aus Erfahrung, *eigener* Erfahrung berichten, dass ja alles ganz anders war, als sie vorgetragen, was mir immer eine große Genugtuung bot. Natürlich stellte ich sie vor allen anderen bloß, die dann milde schmunzelten in ihrer Borniertheit. So also floh ich aus dem Gefängnis, welches mir die Schule war.

Das Unverständnis des Lehrers war qualvoll. Immer musste gemacht werden, was er wollte; natürlich hatte

immer er recht. Er beurteilte sogar meine kurzen Aufsätze schlecht, weil ich ihm nicht zu Gesichte stand. Da Vater Akademiker war, blieben mir manche Schläge und Strafen erspart, die aber dafür hinterhältiger, weniger offensichtlich über meine Geschwister und mich kamen. Jede Ungerechtigkeit, auch die gegen Mitschüler, denen es oft nicht anders ging als mir, spürte ich wie etwas, das mich selber betraf. Ganz besonders empörten mich Vorrechte, die mir auf Grund meines Elternhauses zufielen; auch das Privileg, diese oder jene Strafe *nicht* zu kriegen.

Religion der Kindheit

Jahre später erzählte mir Mutter von einem Gespräch mit dem Religionslehrer, welcher gleichzeitig der Pfarrer der katholischen Kirche in der Nachbarstadt war. Er kannte mich, wiewohl ich im evangelischen Unterricht saß. Er meinte, ich würde etwas Besonders werden können; das sähe er, und bei einer entsprechenden Erziehung würde ein großer Kirchenmann aus mir. Mutter war darüber ziemlich verwundert. Doch im Inneren wusste sie, was sie machen musste.

Aus Neugierde sah ich mir vor allem die Religionslehrer an. Die meisten waren autoritär und hatten – man verzeihe – etwas Dümmlisches, Ängstliches an sich, wie es sich häufig bei sogenannten Gläubigen findet; Menschen, die glauben, was andere sagen, meine ich damit.

Wir hatten – jetzt im Nachhinein möchte ich es so nennen – einen anderen Religionsunterricht: zu Hause. Wir wuchsen in Ehrfurcht vor dem Leben auf und mit Dankbarkeit. Gott sei überall in der Natur und vor allem aber dahinter, denn da sei das Ewige – und alles was ist, gäbe es nur durch Gott, den wir eben so zu nennen gewohnt sind.

Wir gingen nie in die Kirche und nie zur Beichte wie die anderen – die mussten es. Viele kamen mit ängstlichen Augen und betretenen Gesichtern wieder heraus. Vater, ein Freigeist, hielt sich da heraus, und Mutter war das wirklich aus tiefem Herzen zuwider, so hatten wir Kinder nie große Schwierigkeiten. Später sollten meine Geschwister alle zu einer der Kirchen gehen; warum nicht?

Der Schularzt

Einen Eklat gab es, daran erinnere ich mich genau: Mutter im Gespräch mit einem feisten, kleinen und rotgesichtigen Mann – wichtig und überheblich und immer in Hast –, dem Schularzt. Der sollte uns gegen die Pocken impfen. Die Eltern hatten einen ärztlichen Freund, der das strikt ablehnte und auf viele ungeklärte Todesfälle nach der Impfung hinwies. Auch sind an unserer Schule zwei oder drei Kinder an den Pocken gestorben, aber nach den Impfungen. Der Schularzt, darauf angesprochen, antwortete ganz ernstlich, das sei eben normal, denn die Stärkeren, die überleben so etwas und um die anderen sei's nicht schad. Vater schaltete damals den Staatsanwalt ein,

aber er konnte keine Anklage erheben; es sei alles wissenschaftlich und somit rechtens. Die entsetzten Gespräche meiner Eltern stehen jetzt noch deutlich vor mir. Es war auch die Mutter, die mir schon von klein auf einen heftigen Schrecken vor den Wissenschaften einjagte. Man hörte ja unglaubliches: Tier-, ja sogar Menschenversuche an Erkrankten. Und Vaters Einsatz als Richter gegen diese Umstände kostete ihn, wie er später einmal berichtete, beinahe seine Stelle.

Sehr freimütig wurde über all das bei uns zu Tische gesprochen. Den Eltern war es ein Anliegen, dass wir mitbekommen, wie das Leben läuft. Und wenn Vater manchmal in seinen *gerechten* Zorn geriet, wie er das nannte, war Mutter es, die ihn meist mit Humor wieder zu sich selbst brachte.

Seid getreu, doch traut niemand. Immer und immer wieder wurde uns dieser Satz eingeschärft. Wahr ist, was der Ordnung der Natur und des Weltgeistes entspreche, einer Ordnung, die nicht von Menschen gemacht ist, wiewohl auch die menschlichen Gesetze notwendig seien. Letzteres, dieser Nebensatz, stammte meist von Vater, der ein praktischer Mann war.

Der Ernst des Lebens

Da ich außer lesen und schreiben und den einfachen Rechnungen nichts lernen wollte oder konnte, gaben mich die Eltern nicht – wie geplant – in die höhere Schule, son-

dern ich musste bis zum 14. Lebensjahr die Volksschule besuchen. Anders meine Geschwister. Mutter trachtete danach, dass es da in der Familie keine Schwierigkeiten gab. Nachdem ich bemerkte, dass die Welt dunkel und voller Hass ist, zum Unterschied von der wunderbaren Ruhe und Helligkeit meiner Kindheit, keimte in mir immer stärker der Wunsch, hinauszukommen. Es waren damals vor allem die weißen, schneebedeckten Berge, die mir das Gefühl von Weite und Freiheit gaben.

Vielleicht soll ich noch sagen, dass ich körperlich nicht schwach war und in handwerklichen Dingen nicht ungeschickt. Und irgendeinen Beruf musste ich lernen. Vater ging mit mir zu verschiedenen Handwerksmeistern, die nicht wenig erstaunt waren, ist's doch der Herr Rat, der ihnen die Ehre gibt, mit seinem Sohn, den er in die Lehre schicken möchte. – Tischler, Zimmerer, Töpfer, sogar Schmied, Glaserer, Seiler und andere Berufe durfte ich mir ansehen. Aber es war nichts für mich, ich empfand alles eng und finster, noch enger als die Schule. Eine Ausnahme machte der Dachdeckermeister. Ein wilder Gesell, wettergegerbt, der sich in schwindelnder Höhe wie eine Katze bewegte. – – – Am Dach, zwischen den Sparren, in luftiger Höhe, da fühlte ich mich wohl; wenn schon, dann wollte ich dorthin. Aber in meinem Herzen stand nur ein großes NEIN geschrieben. Nichts zog mich an. Ich wollte fort, fort und nochmals fort; der Drang nach dem Meer wurde immer intensiver; reisen, in fremde Länder, über die Ozeane. Forschungsberichte, Reiseerzählungen, Abenteuer am Meer, das war meine Welt.

Die Stadt am Meer

Die Entscheidung kam, als mich die Eltern nach Triest mitnahmen. Vater sollte dort eine Stelle als Richter einnehmen, war er doch durch seine italienischen Vorfahren der Sprache mächtig. Später erfuhr ich, dass es eine Art Verbannung sein sollte, da er als Richter zu wenig kooperativ war für die Anliegen der Monarchie. Doch sein Amtsleiter starb noch während dieser Reise, und Vater konnte in G. bleiben, sehr zu meinem Bedauern. Wir fuhren durch die Nacht mit dem Zug. Es war aufregend und beglückend, als wir in der Morgensonne am Meer entlang fuhren. So weit das Auge blickte, Meer, Meer, Meer. Wellen, weiße Schaumkronen, Wind und salzige Luft und nochmals, das Meer. Der Himmel trüb, es regnete damals im späten September. – – – Und wieder die Erinnerung an die schönen stillen Tage der Kindheit voller Glück und Liebe. Es war mir plötzlich, als würde einer von mehreren Schleiern weggezogen. Ähnlich wie im Theater, wo eine Bühnenwand verschoben und die Sicht auf neue, bestenfalls erahnte Ausblicke frei wird.

Es war, als würde die Seele in die Weite des Meeres gezogen...

Der Bahnhof in der Stadt, Getümmel, Lärm, die vielen Menschen, eine fremde, wiewohl vertraute Sprache – italienisch, daneben selten auch deutsch. – – – Vom Bahnhof weg rannte und rannte ich; meine Eltern – ich sehe jetzt noch, viele Jahrzehnte später, ihre vor Entsetzen blassen Gesichter – rannten hinterher; der italienische Träger

lachte sich Tränen in die Augen bei diesem Anblick. Mich zog es zum Meer, zum Hafen, zu den Schiffen – – – voller Faszination stand ich vor ihnen. Schwere Eisenschiffe, unter Dampf, schwarze, bedrohliche Kriegsschiffe und unzählige kleinere Segler. Das Treiben der Menschen sah ich damals noch nicht, nur die Schiffe, die vielen kleinen Boote, vor allem die Segler. Und wieder in meinem Herzen die Erinnerung an eine wunderbare, unsagbare Zukunft. Ein weiterer Schleier war fortgezogen.

Jetzt, da ich die Erinnerung an meine Kindheit niederschreibe, wird mir einmal mehr das Geschenk bewusst, in uns den Funken dieses Wesentlichen zu tragen. Natürlich zogen sich die Schleier wieder zu; dunkle Wolken, die eine innere Sonne verdecken – – – aber die Erinnerung, eine Art Vor-Erinnerung, die in vibrierender, gespannter Gegenwart lebt, blieb.

Das erste Mal damals am Meer war wie ein Nachhausekommen nach einer längeren Gefangenschaft, die ich Schulzeit nennen möchte. Das Glück durchströmte die allertiefsten Räume meines Wesens.

Von diesem Augenblick an war mir auch klar, was ich beruflich machen würde: zur See fahren. Erst waren die Eltern bedrückt. Bislang hatten sie verschwiegen, dass ein Cousin des Vaters Schiffsbauer hier in T. sei; eine Werkstatt, ja eine eigene Werft besaß, in der kleinere Segler gefertigt und größere und große repariert werden. Wir besuchten diesen Cousin, und Vater sprach mit ihm

unter vier Augen und sie beschlossen, dass ich nach Ende der Schule bei ihm arbeiten könnte.

Wieder zu Hause kehrte große Ruhe in mein Leben ein, da alle Ungewissheit nun weggefallen war. Vater engagierte einen Freund, einen Italiener, bei dem ich Unterricht bekam, rasch wurde mir die Sprache geläufig. Sie war mir in Wirklichkeit nie fremd, war mir von Anfang an, als ich es das erste Mal hörte, vertraut. Neben Englisch lernte ich nun eine zweite fremde Sprache, was mir – der ich nichts lernen wollte und konnte – überhaupt keine Probleme machte.

Lehre

Nach der Schule, ich zählte nun mehr als fünfzehn Jahre, kam ich in den Haushalt des Schiffsbauers und Werftbesitzers, um das Handwerk des Schiffszimmerers zu erlernen. Eine harte Zeit, rauher Umgang der Menschen untereinander; vor allem unter uns Lehrlingen wars nicht einfach. Auf all das wurde ich schon zu Hause vorbereitet.

Es war nicht wirklich unangenehm, es wurde wenig gestritten, nur selten geschrien, es gab kaum Strafen; der Meister entließ jeden sofort, wenn er merkte, dass er nicht arbeiten wollte, trank oder Händel suchte. Alle respektierten und fürchteten ihn; zu Recht, wie sich herausstellte. Auch mir als Sohn seines Cousins wurde keine andere Behandlung angediehen.

Wir mussten hart arbeiten und ständig; von morgens früh bis oft zum Einbruch der Dunkelheit. Außer arbeiten, schlafen und essen gab es nicht viel. Trotzdem war es keine unglückliche Zeit; aber absolut anders als zuvor im Hause der Eltern. Jetzt wirst du erwachsen, das spürte ich. Aus einem geistig aufgeschlossenen Elternhaus mit vielen Gesprächen und Büchern kam ich zu Handwerkern und Geschäftsleuten. — — — *Denke immer daran, Lehrjahre sind keine Herrenjahre*; wie oft wurde ich nicht an diesen Satz erinnert?

Die Arbeit interessierte mich, auch lernte ich das handwerkliche Geschäft nicht schwer. Wir bauten Ruder- oder Beiboote und Segler; und reparierten die allergrößten Windjammer und auch manch Dampfschiff bedurfte der geübten Hand der Schiffszimmerer.

Wasser

In dieser Zeit schwieg die Sehnsucht meiner Seele; nur selten bei mystischen Stimmungen zwischen Licht und Dunkel, meist im Winter, fing, einer glosenden Glut gleich, die Flamme an, wieder hochzuschlagen, die mich manchmal zu verzehren drohte. Da spürte ich einen Schmerz, als sollte etwas aus mir hervorbrechen.

Der Meister bestand darauf, dass alle seine Lehrlinge und Gesellen mit Schiff, Wind und Wetter umgehen können, weswegen er, wenn es die Zeit erlaubte, vor allem im Herbst und Winter – da gab es die Stürme vom Norden

–, mit uns ausfuhr. Manch aufregendes Abenteuer lernte ich schon in jüngeren Jahren überstehen. *Du kannst nichts erzwingen; Segel runter, wenn die Brise steif wird; und nur unter Fock- und Achtertuch! Zu viel Tuch bei zu viel Wind ist schuld an den meisten Unglücken!*

Wenn ein Segler mit gebrochenem Mast kam, versammelte uns der Meister und erzählte den Hergang des Unfalls. Meist wollte der Kapitän zu schnell sein, oder ungeschickte Wendemanöver führten zum Mastbruch. Auch von betrunkenen Kapitänen und Offizieren, die nicht mehr richtig zurechnungsfähig waren und dadurch die Unfälle verursachten, wurde gemunkelt oder offen über sie gespottet. Diese Erzählungen und Bilder prägten sich unvergänglich in mir ein. Vielleicht konnte ich so später manches Unglück auf den Ozeanen vermeiden.

Als ich das erste Mal bei der Wasserung einer Barke dabei war, war ich so ergriffen, dass mir versteckt die Tränen in den Augen standen. Stets war es ein besonderes, beglückendes Erlebnis, wenn neue Schiffe ins Meer gelassen wurden, tatsächlich schwammen und die Winde in Vorwärtsbewegung wandelten; wie aus Baumstämmen, Brettern, Tuch, Tauen und Eisenteilen etwas entstand, mit dem Menschen über die Meere fahren konnten.

Eines Tages, bei einer Jungfernfahrt, entstand eine Vision, die Vision eines Bootes, einer Arche, mit der wir die sagenumwobenen Kontinente des ewigen Sommers, der ewigen Jugend und Unsterblichkeit erreichen könn-

ten. Ganz tief in mir behielt ich diese Vision, erzählte niemandem davon, um nicht verspottet zu werden. – Später einmal, bei einem Urlaub zu Hause, fragte ich meinen Vater, ob er von diesem Kontinent gehört hätte. Nein, nicht Atlantis, das war ja untergegangen, sondern diese Länder, in denen die Sonne dauernd scheint. Vom Grönland war die Rede, nahe dem Nordpol; auch in der Gegend des Südpols sollte es so etwas geben? – Er werde sich erkundigen und mir im Brief mitteilen, ob und was er gefunden.

Tod

Ein Brief kam, aber der berichtete vom Tod des Vaters. Ein strenger Winter, Unruhen, wenig Kohlen, Lungenentzündung. Der Tod meines Vaters berührte mich zutiefst. Nachts lag ich mit nassen Augen, schluchzte in den Polster. Der gütige Vater, wie ich ihn liebte. – Warum? Warum nur? Sage mir Gott, sofern es dich gibt, gibt es dich eigentlich? Wenn ja, warum lässt du so etwas zu?

Tags hatte ich keine Zeit zum Nachdenken. Der Meister gab mir Auftrag und Arbeit, mehr denn je, wahrscheinlich, um mich abzulenken. Aber es waren auch lange Botengänge dabei, wo ich den ganzen Tag unterwegs war und viel Zeit zum Nachdenken hatte.

Nach dem Tode des Vaters begann ich mit dem Schreiben von Tagebüchern; nicht jeden Tag, aber immer,

wenn Zeit und Anlass gegeben war. Dass ich geübt schreiben konnte, wunderte natürlich alle, war es doch ungewöhnlich für Handwerker, mehr als das Notwendige aufs Papier kratzen zu können. Aber was heißt das schon? – Mehr denn je wurde mir dieses *gewöhnlich* zu einem unappetitlichen Wort, als würde man davon krank werden können. Wahrscheinlich stimmt das auch, Gewohnheiten machen die Menschen, einzeln und auch ganze Völker, krank; Gewohnheit und Angst.

Aus den Tagebüchern

13. Jänner 18..

Was hat Bestand auf dieser Welt? Wird uns nicht alles genommen? Wofür rackern und quälen wir uns eigentlich? – Große Leere. Das Meer, das geliebte Meer, heute ist es verdunkelt. Was, wenn ich mich in eine Welle fallen ließe, in eine kalte Winterwelle, ein paar Minuten. Die Planken glitschig, ungeschicktes, besser unachtsames Hantieren an einer Reling und – – – Nein, nein, nochmals nein; da ist sie ja, die Insel – die Insel.

Am heutigen Tage, draußen auf dem Meer, kam es mir, es muss eine Insel sein: die *Insel jenseits der Zeit*. Das Meer flüsterte, umspielte meine Sinne; die Gischt wollte mich nochmals zu sich ziehen. Doch ein Gefühl der Stärke entstand plötzlich in mir: Nein, Wasser; ich werde über dich fahren und nicht in dir ertrinken; mit Sicherheit nicht; auch wenn du mir die Melodien des Todes ins Ohr flüstern wolltest. Verruchte Seemannsbraut! – Ich lachte in mich hinein, denn nun verstehe ich das Wort, dieses *Seemannsbraut* plötzlich.

22. Februar 18..

Wieder ein Schiff mit gebrochenen Masten. Auch das Steuer unbrauchbar. Es wurde von der Mannschaft verlassen und von der Marine aufgebracht und abgeschleppt. Nach wenigen Tagen wussten wir, wem es gehörte: einem Hamburger Reeder; ein kleines Schiff für wissenschaftliche Expeditionen. Die Deutschen wollten unbedingt

bei Windstärke 10 unter allen Segeln fahren – damit sie schneller sind; immer wieder die Worte des Meisters: *Wenn Ihr gegen das Meer und die Winde fahrt, zerbricht Euer Schiff. Und das Schlimmste, was Euch geschehen kann – Ruderbruch!*

5. März 18..

Heute kam der Reeder aus Hamburg, gab den Auftrag, das Schiff zu reparieren; hinterließ eine erkleckliche Summe Geldes. Der Meister hob erstaunt und sichtlich erfreut seine Augenbrauen, als er das Bare an sich nahm. Der jüngere Bruder des Reeders war auch dabei. Ein Geograph – jung, Mitte, Ende zwanzig vielleicht; blass, dunkle, stechende Augen in einem eingefallenen Gesicht, welche eine unerhörte Überheblichkeit ausstrahlten. Dieses Gesicht begann mich zu faszinieren – es hatte etwas Zwingendes, dem absolut nicht widersprochen werden kann. Er bemerkte uns nicht einmal, worüber ich froh war, denn so konnte ich ihn betrachten: seine Gesten, seinen Gang, steif wie ein Stock. Faszinierend seine Energie. Sein Bruder, der reiche Reeder (eine alte Kaufmannsfamilie, wie man hört), verschwand direkt neben ihm. Ein Geograph, das faszinierte mich nicht wenig; warum nur kann *ich* nicht der sein. Wie dumm von mir, kam es mir plötzlich, mit aller Gewalt in der Schule nicht lernen zu wollen. Ertappe mich, meinen geliebten Eltern Vorwürfe zu machen, mich nicht zum Lernen gezwungen zu haben, wie andere auch gezwungen wurden. Fernweh sondergleichen nagt wieder in meiner Brust am heutigen Tage, wie ich es von früher kenne.

Entdecker, ja Entdecker, das sollte es doch sein! Über die Ozeane, die Meere, und wieder über die Ozeane, die entfernten Winkel des Globus. Entdecker, hoch dekoriertes, berühmter Forscher, und nicht muffige Landkrähe, das sollte es sein.

Wettergegerbt von Expeditionen und bärtig zurück in der engen Vaterstadt, Vorträge, werde gefeiert; die Zeitungen berichten über mich; bald nennen sie meinen Namen in einem Atemzug mit Humboldt. Muss das alles tatsächlich nur ein Kleinkindertraum bleiben?

10. März 18..

Hatte heute Nacht einen Traum: Der Geograph sprach zu mir: *Alles, was du willst, kann in Erfüllung gehen, du musst es nur wollen, nämlich WOLLEN, richtig wollen.* – – – An diese Worte kann ich mich erinnern, das andere, da war noch mehr, aber das ist weg. – Was nur soll *ich* wollen können??? – Wie, wie nur?

Und dann kam heute der alte Schiffer, ein Freund des Meisters, der immer, wenn Not am Mann, mit seiner blauen Jacke und Strickmütze zur Stelle ist – dieser väterliche Freund sagte mir doch glatt, als lese er meine Gedanken: *Gib acht, was du dir wünschst, es könnte in Erfüllung gehen! Weil es gibt nichts, was nicht zwei Seiten hätte.*

11. März 18..

Mein Entschluss steht: Ich werde nicht mehr länger an Land bleiben; kann es nicht. So ein Gefühl von Dankbarkeit dem Werftbesitzer und Meister gegenüber, der uns Jungen die Seefahrt eindrillte.

12. März 18..

Die gefährlichen, kalten Augen des Geographen haben sich eingeätzt in meine Seele – lassen mich nicht mehr los. Es ist da ein Bann –

Ach, wie liebe ich die Geographie seit meiner Kindheit. Sämtliche Bücher über fremde Länder blätterte ich in Gedanken durch. Und ich weiß mich meinem Wunsch nun näher denn zuvor. Ein halbes Jahr habe ich etwa noch, dann bin ich frei, und ich werde über die Meere fahren. Ja, über die Meere; *Länder der Erde, Ozeane der Erde, der August Maria ist schon unterwegs zu euch!*

14. März 18..

Das Frühjahr liegt in der Luft. Bin heute mit Fischern am Wasser gewesen. Welch arme Leute!

Immer wieder aufs Neue: die toten Augen der einst so lebendigen und wendigen Tiere. Eine Abscheu steigt in mir hoch, die Tiere zu verzehren, stärker noch als bisher.

22. April 18..

Unser Meister redet nie mit uns über persönliche Dinge. Desto verwunderter war ich, als er mich holte und eine Stunde oder länger über den Reeder, den Geographen und das Schiff sprach. Der Geograph hätte studiert

irgendwo in Deutschland und ist davon überzeugt, der größte Entdecker zu werden, den die Welt je hervorgebracht. Seine Familie unterstützt ihn großzügig. Der Ruhm komme ja doch ihr und also den Geschäften zu gute, usw. Als ich fragte, warum er mir das erzählte, hielt er inne, schmunzelte und gab mir sehr freundlich, sehr warm, wie ein Onkel, zur Antwort, er wisse es nicht, aber er wollte halt einfach reden darüber, weil er gesehen hätte, was für große Augen ich bekomme, wenn der Deutsche da ist. *Aber Gustl, gib acht, wann immer du ihn wieder triffst, seine Augen strahlen blanken Wahnsinn aus, Menschenleben zählen nicht für ihn, gib acht.* Und dann durfte ich gehen, obwohl ich noch gerne stundenlang zugehört hätte.

Ich blieb länger an Land, als ich vorhatte; doch es ergab sich die Gelegenheit, mit Kunden ausgedehntere Seereisen zu unternehmen. Einmal war ich einige Monate unterwegs. Wir segelten in die Nordsee, die Ostsee, und da es Herbst wurde mit den üblichen Stürmen, war ich über alle Maßen glücklich, schwerste See erlebt zu haben. Die einstmalige Begegnung mit dem Geographen hatte sich mir eingepägt. Eine undeutliche Ahnung sagte mir damals, dass ich ihn wieder treffen werde. Ja, ich hatte das Gefühl, dass alles, was ich ab nun – meinem 21. Geburtstag – tun und erfahren würde, einer großen, alles verändernden Reise dienen und der Geograph noch eine wesentliche Rolle spielen würde.

23. Juni 18..

Abschied vom Land. Wenig Tränen; Freude. Aufbruch zur See. Als Hilfssteuermann und Schiffszimmerer ließ ich mich auf der großen Windjammer einer deutschen Reederei anheuern.

5. Juli 18..

Nie erlebte harte Arbeit. Stundenlange Wachen. Ständig Arbeit an Bord; dauernd etwas zu reparieren.

Der Kapitän, ein Holländer, knappe dreißig Jahre, gefällt mir gut. Er hat zwar eine unerhörte Härte allen gegenüber, die seine Befehle nicht ausführen; aber ansonsten ist er ein verträglicher und trotz seiner Jugend humorvoller Mensch. Ich ertappte ihn heute beim Schreiben, was ihm sichtlich nicht angenehm war. Er sagt nur knapp: *Logbuch*. Aber sein *Logbuch* kenne ich schon. Spüre eine große Sympathie für ihn; klar, er schreibt Tagebücher – wie ich.

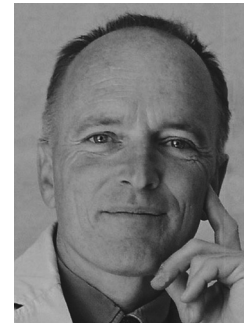
2. Juli 18..

Wir sind wieder einmal auf der Südhalbkugel. Nachtwache, starker Kaffee, glasklarer Himmel. Ich war mit einer Schlaufe am Steuerstand angebunden, um vor Müdigkeit nicht umzufallen. Der Wind; die Kälte (bei uns ist's jetzt Sommer und heiß!), der so klare Himmel; und da ist es mir, als wäre ich Teil dieser Sterne und würde von oben auf die Erde oder das Schiff blicken, mich sehen, angebunden, halbtot am Ruderstand. Mein Bewusstsein zog sich in die Sonne; wir, die Erde, ein Pünktchen wie die

GEGEN ENDE

Damit wollen wir nun die Geschichte bewenden lassen. Wir könnten uns vorstellen, dass P. der Mann von A. geworden ist, oder auch nicht. Vielleicht hat A. Kinder bekommen, vielleicht nicht. Vielleicht haben sie jeder für sich oder gemeinsam andere Menschen getroffen, die auf der Suche nach dem Sinn der Dinge sind. Vielleicht haben sich ihre Lebenslinien in ganz andere Richtungen gebogen, wer weiß. Der Germanist P. wird noch etliche Parallelen zwischen den Tagebüchern und der Literatur finden, manche Vor- oder Nachwörter schreiben, in denen er irgendeinem Verlag für Mut und Engagement dankt, die Manuskripte zur *Insel* herauszugeben, sowie einem Lektor oder einer Lektorin für die Gewissenhaftigkeit bei der Überarbeitung.

Und wir können uns vorstellen, dass die Geschichte des August K. manchen Menschen, der sie liest, anregt, die oft so kurvigen und manchmal verborgenen Wege zu suchen, die in das inwendige Paradies führen. – Und letztlich muss und wird jeder Mensch seinen Weg finden. Es kann jetzt sein, es kann später sein, vielleicht noch nach einigen Leben und Toden. Doch die eine Gegenwart, die kennt die Zeit nicht.



Dr. Klaus Bielow studierte Regie an der Kunsthochschule Graz, danach (z. T. pädagog.) Theaterarbeit; Begegnung mit der Welt des Paracelsus, der Gnostiker, der Homöopathie; begann deswegen mit dem Medizinstudium.

Ausbildung zum praktischen Arzt; führt eine rein ganzheitlich-homöopathisch ausgerichtete Praxis nach dem Motto: »Der Patient sei sein Arzt, der Arzt dessen Helfer«. Bielow hält Vorträge und Workshops, ist Kolumnist und Redakteur der Zeitschrift »Pulsar«, verfasst (z. T. ins Niederländische übersetzte) Bücher, Essays über Heilkunde, Paracelsus und die Wege des Menschen zur Autonomie. Literarischer Schwerpunkt sind Kurzgeschichten, Aphorismen und Miniaturen. Lebt mit Familie in Graz.

In der edition keiper erschienen:
»Der Clown und der Tod«, 2011.



Georg Jenisch, geb. in Salzburg, studierte Komposition am Mozarteum Salzburg und war Mitarbeiter am Salzburger Marionettentheater. Seit 1985 zahlreiche Uraufführungen seiner Werke im In- und Ausland, erfolgreich als Opernkomponist («Edward II.», «Dargelos-Ritual»). Von 1996-1998 Künstlerischer Leiter von T.A.K. – Wien, seit 2002 Leitung des Berliner Schattentheaters FIGUREN-ZIRKEL. 2006 Verfilmung von Michael Haydns »Der Traum«, 2007 Entwicklung der Marionettenszenen für den Kinofilm »Dem kühlen Morgen entgegen – Dimitri Schostakowitsch« mit Armin Mueller-Stahl, 2009 Realisierung des Figurenfilms »Haydns Nacht« als Drehbuchautor, Regisseur und Ausstatter. Figurentheater-Inszenierungen: »Oedipus Rex« (Strawinsky, 2008), »Ma mère l'oye« (Ravel, 2011), »Trionfi« (Orff-Trilogie, 2010-2012). Georg Jenisch lebt in Berlin.

www.georg-jenisch.com